



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wiener Freunde

Keil, Robert

Wien, 1883

Einleitung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-53944](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-53944)

EINLEITUNG.

In Wien lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Inspector am kaiserlichen Arsenale Reinhold. Unter Maria Theresia hatte er als Offizier gedient, eine Armwunde und deren Folgen hatten ihn aber kriegsuntüchtig gemacht, und so war ihm diese ruhigere Stellung am Arsenal zu Theil geworden. Sein Enkel, der geheime Hofrath Professor Ernst Reinhold in Jena, schildert in der Biographie seines Vaters¹⁾ den Grossvater als „einen biedern, gutmüthigen, lebenslustigen Mann, der seine Familie herzlich liebte und in dem Umgange mit den Seinigen freundlich und heiter war.“ Sieben Kinder wurden ihm von seiner Frau geschenkt. Eines derselben, der älteste Sohn, am 26. October 1758 zu Wien geboren, erhielt die Namen Karl Leonhard. Der Vater, der den Tag über von seinen Geschäften in Anspruch genommen war, pflegte des Abends gesellschaftliche Erholung zu geniessen, es fiel daher der Haupttheil der Erziehung der Kinder der liebenden und von ihnen innig geliebten Mutter anheim, die mit sanftem und frommen Sinne auf das Gemüth der Kleinen einwirkte.

Im siebenten Lebensjahre trat der kleine Karl Leonhard in die unterste Classe des Gymnasiums. Zu den Lehrern des letzteren gehörten Jesuiten. Die lebhaftere Lernbegierde des Knaben und seine Gabe rascher Auffassung blieben ihnen nicht unbemerkt, sie erkannten in ihm eine brauchbare Kraft für ihren Orden und wussten Gemüth und Phantasie des Schülers sich zu gewinnen. Als er im vierzehnten Jahre mit den besten Zeugnissen

¹⁾ „Karl Leonhard Reinhold's Leben und literarisches Wirken, nebst einer Auswahl von Briefen Kant's, Fichte's, Jacobi's und anderer philosophirender Zeitgenossen an ihn.“ (Jena, 1825.) S. 3 flg.

aus der obersten Classe des Gymnasiums entlassen wurde, entschied er sich aus voller Neigung für den geistlichen Stand. Die Eltern stimmten zu. Noch im Herbste des Jahres 1772 wurde er in das Probhaus des Jesuitencollegiums zu St. Anna in Wien als Novitius aufgenommen. Mit strengster Ascetik hier zum Asceten gebildet, trieb er das, was er das Werk seines Heils nannte, mit aller jugendlichen Lebhaftigkeit seines Temperaments. Doch schon im September des nächsten Jahres erfolgte die vom Papst Clemens XIV. befohlene Aufhebung des Ordens. Weder das Bitten und Beten, noch die Geißelstreiche auf den Rücken der Novizen, noch auch die prächtige Ausschmückung des wunderthätigen Gnadenbildes der Jungfrau Maria auf der Treppe des zweiten Stockwerkes, mit Betstunden durch Tag und Nacht, hatten die Katastrophe abwenden können. Auch Reinhold musste seiner Familie zurückgegeben werden. In dem Briefe, durch welchen er seinen Vater um Wiederaufnahme in das elterliche Haus bat, schrieb der eifrige, junge Jesuitenzögling: „Nun ist denn also das Strafgericht, das dem Unglauben und der Sittenlosigkeit unserer heutigen Welt und leider auch der Lauigkeit unserer Novizen so lange her angedroht wurde, endlich über uns ausgebrochen! Unsere heilige Mutter, die Gesellschaft Jesu, ist nicht mehr. . . . Wir kamen eben um halb sechs Uhr Abends aus dem Dormitorium von der spanischen Disciplin zurück, als wir Befehl erhielten, uns sogleich in das Zimmer des P. Provincials zu verfügen. Alle Patres und Fratres waren hier schon versammelt. Oben am Fenster stand ein Tisch mit einem Crucifixe und zwei brennenden Lichtern. Wir wurden an der Thür rechts und links gereiht und zitterten vor banger Erwartung dessen, was da kommen sollte, als ein Domherr von der Metropolitankirche hereintrat, sich mit feierlichem Ernste an den Tisch setzte und eine päpstliche Bulle abzulesen anfang. Ich habe in meiner Bestürzung und bei dem Schluchzen meiner Mitbrüder fast den ganzen Inhalt überhört, bis auf die Worte: „Die Novizen sollen sogleich entlassen werden.“ Hier brachen wir alle in lautes Wehklagen aus und mussten uns sogleich entfernen. — Mir ist jetzt nichts Anderes mehr übrig, als dass ich Sie, bester Papa, fussfällig und durch die Liebe unseres Herrn bitte, mich wiederum in Ihr Haus aufzunehmen. Wahrscheinlich werde ich nicht lange

zu Hause bleiben. Denn nach einer klaren Weissagung unseres heiligen Vaters sollte die Gesellschaft zwar der List und Gewalt ihrer Feinde unterliegen, aber nur um in Kurzem mit desto grösserer Herrlichkeit wiederhergestellt zu werden. Dieser Trost, den uns P. Rector heute früh in einer rührenden Anrede mittheilte, kam eben zur rechten Zeit, um unsre beklommenen Herzen zu erleichtern etc. — Zu Hause werde ich nach aller Möglichkeit die Lebensart fortsetzen, die ich nun, gottlob, hier so ziemlich erlernt habe. Ich werde in der Welt leben, ohne der Welt zu leben.“ Ein Zweifel stieg dabei in der Seele des fünfzehnjährigen Jünglings auf und steigerte sich bis zur Gewissensangst. Er konnte sich die Frage, wie der Papst unfehlbar sein und doch die Gesellschaft Jesu aufheben könnte, weder auflösen noch aus dem Sinne schlagen. Er nahm desshalb seine Zuflucht zum P. Rector und erhielt von ihm den beruhigenden, schlaunen Bescheid: „Der Papst sei unfehlbar, wenn er *ex cathedra* entscheide, die Gesellschaft sei aber nicht *ex cathedra*, sondern *ex curia*, die eigentlich nicht der heilige Geist, sondern auch oft irdische Staatsklugheit zu regieren pflege, aufgehoben worden.“

Den Rath des P. Rector, zunächst auszuharren und sich zu keinem anderen, weder geistlichen noch weltlichen Stande zu entschliessen, und den eigenen Vorsatz, die bisherige ascetische Lebensart auch im Vaterhause fortzusetzen, brachte der junge Reinhold zur Ausführung, und als so ein Jahr verflossen war, im Herbste 1774, trat er in das Barnabitencollegium ein. Es war dieser Orden im Jahre 1536 zu dem Zwecke gestiftet worden, zur Verbesserung der Sitten und der Kenntnisse des katholischen Clerus beizutragen, und zeichnete sich noch immer durch sorgfältige Ausbildung der jungen Geistlichen aus. Mehrere Universitäten Italiens wurden von ihm mit geschickten und angesehenen Lehrern versehen. Reinhold nannte später diesen geistlichen Orden „einen unmönchischen und sowohl wegen seiner vernünftigen Verfassung, als auch wegen seiner Verdienste um die Wissenschaften schätzbaren Orden.“ Nach der Einrichtung desselben war zunächst ein sogenanntes Curriculum der Philosophie von drei Jahren, dann ein Curriculum der Theologie von gleicher Dauer zu durchlaufen. Reinhold that es und gestand später, als er diesen Verhältnissen nicht mehr angehörte, öffentlich, dass

er „im Schoosse dieses Ordens bei dem Geschäfte seiner Geistesbildung kein äusseres Hinderniss, sondern erwünschte Musse, nicht nur keine Verfolgung, sondern Aufmunterung und Belohnung gefunden habe.“ Zu seinen dortigen Lehrern gehörte auch Paul Pepermann. In England, wo er als Kind deutscher Eltern geboren war, hatte derselbe seine Jugend verlebt und sich einen vorurtheilsfreien, toleranten Sinn angeeignet, der ihn auch als Lehrer der Philosophie und Theologie auszeichnete. Ihm war die volle Neigung, das ganze Vertrauen des jungen Reinhold zugewandt, und der Lehrer Pepermann erwiderte sie so herzlich, dass sich hieraus ein dauerndes inniges Freundschaftsverhältniss zwischen ihnen gestaltete.

Nachdem Reinhold beide Curricula unter Beifall seiner Vorgesetzten vollendet hatte, wurde er von dem Präpositus des Collegiums, Nicolaus Spengler, in Anerkennung und unter Belobung seines Fleisses, seiner Kenntnisse und seiner religiösen Gesinnung und Lebensweise dem Erzbischof zu Wien zum Novitienmeister und Lehrer der Philosophie für das Barnabitencollegium vorgeschlagen und als solcher im Herbst 1780 angestellt. Der erst zweiundzwanzigjährige Mann hatte in dieser Lehrstellung Logik, Metaphysik, Ethik, geistliche Beredsamkeit, Mathematik und Physik vorzutragen und erfüllte diesen Beruf mit ganzer Hingebung und mit voller Verwerthung der hohen wissenschaftlichen Bildung, die er sich bereits angeeignet hatte. Ein mir vorliegendes Zeugniß von Don Martinus aus dem Juli 1783 rühmt: „Patrem D. Pium Reinhold Congregationis nostrae Sacerdotem professum, p. t. Philosophiae lectorem, Novitiorum Magistrum, ac parochiae ad S. Michaellem Curatum, Eloquentiam sacram, Logicam, Metaphysicam, Ethicam, Mathesin ac Physicam juvenibus nostris cum insigni eorundem progressu praelegisse, eumquem se, in omnibus suis muneribus gessisse ut non solum scientiae laude, verum etiam moribus religioso homine dignis commendari mereatur.“

Neben diesen Studien zog ihn aber eine Lieblingsneigung zur Dichtung hin. Er war von Haus aus eine poetisch angelegte Natur. Pepermann, der ihn in der englischen Sprache unterwies, machte ihn mit den englischen Dichtern bekannt und förderte seinen Eifer, seine poetischen Gaben zur Ausbildung zu bringen. Eine weitere

Anregung hierzu hatte der Jüngling durch den Bibliographen und Dichter Johann Michael Kosmus Denis. Dieser Gelehrte, der sich um die Wissenschaft, um die Geschmacksbildung und um Veredlung deutschen Sinnes und deutscher Sprache in Oesterreich so hohe, unvergängliche Verdienste erworben hat, war ebenfalls Mitglied des Jesuitenordens gewesen, den er um der wissenschaftlichen Leistungen willen allezeit hochschätzte. Er war darauf Lehrer am Collegium Theresianum in Wien, seit dem Jahre 1773 aber Vorsteher der vorzüglichen Garelli'schen Bibliothek geworden. Mit umfassender Gelehrsamkeit verband er poetische Begabung und verehrte nicht nur die durch Klopstock eingeführte Bardenpoesie, sondern suchte auch selbst als Barde „Sined“ (Anagramm des Namens Denis) dichterisch zu wirken. Liebenswürdig und allbeliebt, förderte er junge aufstrebende Talente. Auch Reinhold wurde ihm bekannt, seit er Barnabit geworden, und Denis bethätigte auch gegen ihn eine wahrhaft väterliche Gesinnung. Der talentvolle Jüngling bewunderte die Dichtungen Sined's, er suchte sie nachzuahmen und wagte auch mit diesen dichterischen Versuchen vor die Oeffentlichkeit zu treten. In die „literarischen Monate“, welche Haschka mit Riedel edirte, gab Reinhold einige Oden; in einer derselben, vom Jahre 1777, rief er seinem verehrten Vorbilde zu:

„Auch von fern Dir
Folgen, ist Stolzes genug für Reinhold!“

Wohlwollend ging ihm Denis zur Hand. Die Oden, welche Reinhold theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache verfasste, durfte der junge Dichter ihm zur Prüfung vorlegen. In Denis' gastfreiem Hause lernte Reinhold auch andere literarische Berühmtheiten Wiens, einen Born, Sonnenfels, Hell und Mastalier kennen.

Hierzu kam der Einfluss mehrerer talentvoller Jugendfreunde. Mit dem trefflichen Johann Baptist Alxinger, der in Wien im Jahre 1755 geboren, also nur drei Jahre älter war, verband den jungen Reinhold schon von Kindheit auf herzliche Freundschaft, ebenso mit dem dichterisch begabten Gottlieb Leon, der zu Wien am 16. April 1757 geboren war und in Wien studiert hatte, und dem fast gleichalterigen, 1757 geborenen Wiener Johann Franz von Ratschky. Schon im sechzehnten Jahre hatte

Letzterer durch eine Dichtung Aufsehen erregt. In Verein mit Leon hatte er seit dem Jahre 1777 den „Wiener Musenalmanach“ herausgegeben. Vom Jahre 1781 an betheiligte sich Alois Blumauer (geboren 1755 zu Steier, seit 1772 Mitglied des Jesuitenordens zu Wien und nach Aufhebung dieses Ordens privatisirend, später Buchhändler) an der Herausgabe dieses Almanachs. Auch er gehörte zu Reinhold's Freunden. Ebenso war letzterem der etwas ältere, am 1. September 1749 geborene, durch seine Dichtungen, namentlich Oden, bekannte Wiener Lorenz Leopold Haschka, der den jungen Barnabiten bei Alxinger kennen gelernt hatte, freundlich zugethan. Es konnte nicht fehlen, dass diese jungen lebhaften Elemente Reinhold geistig anregten. In ihnen lebte und webte bereits ein Hauch des freien grossen Frühlings, der bald darauf für Oesterreich anbrechen sollte.

Alle diese Anregungen und die eigenen dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten führten aber auch für die Studien und die ganze Welt- und Lebensanschauung Reinhold's allmählich eine wesentliche Umgestaltung herbei. In der geistreichen Abhandlung: „Ueber die bisherigen Schicksale der Kantischen Philosophie“, welche er im Jahre 1789 seinem „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens“ als Vorrede vorausschickte, hat er sich selbst über diese Wandelung offen ausgesprochen. Die philosophische Kritik des Geschmackes, welcher er sehr früh wegen seiner Lieblingsneigung für Dichtung oblag, hatte ihn, wie er selbst berichtet, unvermerkt auf das Gebiet der speculativen Philosophie verleitet, und er hatte kaum einige Schritte auf demselben zurückgelegt, als er den Grund seiner bisherigen Glückseligkeit mit Schrecken erschüttert fühlte. Vergebens versuchte er sich hinter die Bollwerke der Ascetik zurückzuziehen und dem Kampfe mit den Zweifeln auszuweichen, welche drohend und einladend von allen Seiten auf ihn eindringen. Es war ihm unmöglich geworden, blind, wie vorher, zu glauben, und er sah sich bald genug gezwungen, sich auf Discretion den Feinden seiner Ruhe zu überlassen, die ihm mit Wucher wiederzugeben verhiessen, was sie ihm genommen hatten. Nun war Metaphysik die Hauptangelegenheit seines Lebens geworden. Jahre hindurch war nun speculative Philosophie sein Hauptstudium, dem er sein Studium der Mathematik

und der schönen Wissenschaften mit einer Art von Gewissenhaftigkeit unterordnete. Drei Jahre hindurch hatte er philosophische Vorlesungen nach dem Leibnitz'schen System gehalten. Aber nachdem er die Hauptsysteme der Philosophie der Reihe nach angenommen und aufgegeben hatte, war er zu der Einsicht gelangt, dass die bisherige Metaphysik ihm keinen einzigen Plan vorzulegen hatte, der die Forderungen von Kopf und Herzen zugleich zu befriedigen vermochte. Er hatte auf dem Felde der Speculation die Ruhe des Herzens verloren und auf allen ihm bekannt gewordenen Wegen vergebens gesucht. Er war in einen peinlichen Gemüthszustand gerathen und von der Begierde erfüllt, desselben, es koste auch was es wolle, los zu werden.

Inzwischen war mit dem Jahre 1780, mit dem Tage, an welchem Kaiser Josef II. zur Alleinherrschaft gelangte, der grosse Frühling für Oesterreich angebrochen. Begeistert für Wissenschaft und Kunst, für Denk- und Glaubensfreiheit, für alles, was den Menschen geistig und sittlich heben und veredeln kann, riss der edle Kaiser die diesen idealen Bestrebungen entgegenstehenden Hindernisse nieder. Von der Ueberzeugung erfüllt, dass „jeder seiner Unterthanen in den Genuss seiner angeborenen Freiheiten eingesetzt werden müsse“, suchte er, seiner Zeit vorausgehend, das bürgerliche und geistige Leben auf alle Weise und in jeder Hinsicht zu verbessern, und schritt vor allem gegen die ihm verhasste unduldsame Hierarchie und die Unzahl unnützer Klöster, die Hauptburgen religiöser Intoleranz, ein. Am 15. October 1781 erliess er das Toleranzedict, das den Protestanten freie Religionsübung gestattete. Wie den Handel, das Gewerbe und die Industrie, förderte der menschen- und volksfreundliche, rastlos thätige Kaiser, „qui saluti publicae vixit non diu sed totus,“ auch die Künste und Wissenschaften. Er hob den peinlichen Presszwang auf, indem die Pressfreiheit ferner nur hinsichtlich solcher Schriften beschränkt sein sollte, welche den guten Sitten, der Religion und dem Staate offenbar entgegen seien; die Censur wurde aber nicht länger in den Händen der Geistlichen gelassen, sondern aufgeklärten Gelehrten übertragen und freies Urtheil gestattet. Auf das Gebiet der österreichischen Literatur zog die langersehnte Freiheit ein, und mit diesem neuen erfrischenden Hauche lebte sie freudig auf. Es begann zunächst im Bereiche

der Poesie, bald auch der Publicistik und aller Wissenschaften jene glänzende Periode, welche in der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates allezeit unvergesslich bleiben wird.

In Wien schlossen sich die obengenannten älteren und jüngeren talentvollen Männer, ein Denis, v. Born, Reinhold, Alxinger, Blumauer, Ratschky, Leon u. A. an einander, zu gemeinsamem Streben und Wirken für Freiheit des Glaubens und Freiheit der Wissenschaft. Ihr Ziel und Zweck war, Gewissens- und Denkfreiheit zu fördern, den Aberglauben und die Schwärmerie und als die Hauptstütze beider das Mönchswesen zu bekämpfen und in sittlich-edlem, sittlich-freien Geiste das Volk der Aufklärung zuzuführen. Sie verfolgten diese Zwecke in der Presse, namentlich aber auch in einem Verein, der sich der Formen der Freimaurerei bediente. Ihre von der Regierung geduldete, ja stillschweigend geförderte Loge führte den Namen „Zur wahren Eintracht“. Der geistreiche Naturforscher Ignaz von Born (geboren zu Karlsburg 1742), Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerkssachen, war ihr Haupt. Mit dem Witz und der Schärfe, die er bereits in der im Jahre 1771 anonym herausgegebenen „Staatsperücke“ bekundet hatte, geisselte er unter dem Namen Joannes Physiophilus in dem Werke „Specimen monachologiae methodo Linnaeana“, das im Jahre 1783 erschien, Verfassung und Geist der verschiedenen Mönchsorden, deren Mitglieder er satirisch als eine Gattung zwischen Affen und Menschen nach Art des Linnéischen Systems classificirte und beschrieb. Welches Aufsehen dieses Buch machte, beweist seine Uebersetzung in englische und französische Sprache und insbesondere seine Verbreitung in deutscher Sprache unter dem Titel „Ignaz Loyola Kuttenteitscher“. Unter der freimüthigen Leitung des geistvollen Mannes fanden die Berathungen und Vorträge in der Loge „Zur wahren Eintracht“ statt. Es ist jener denkwürdige Bund, welcher dem Dichter des mangelhaften Textes zu Mozart's Zauberflöte bei dessen Dichtung vorgeschwebt hat; v. Born ist der Sarastro. Nach aussen kämpften die verbündeten Brüder in dem von ihnen herausgegebenen Freimaurerjournal und in der von Blumauer redigirten Wiener Realzeitung, welche zugleich eine vollständige Uebersicht der neuesten österreichischen Literatur in Anzeigen und Besprechungen geben wollte, in

entschiedener Weise, mit gediegener Kritik und frischer Polemik für ihre Grundsätze und Ideen. Wie alle die älteren und jüngeren Freunde sich hieran betheiligten, so auch Reinhold durch zahlreiche Recensionen über theologische Schriften und durch wissenschaftliche Vorträge in der Loge. In diesem Ideengange, in diesem freien und freidenkenden Zusammenleben und Zusammenwirken musste ihm aber seine Stellung zu dem Kloster, dem er noch angehörte, mit jedem Tage peinlicher werden. Man hat behaupten wollen, dass die Liebe Reinhold's zu einem Mädchen mitgewirkt habe. Schiller hat in seinen Briefen an den Freund Körner davon berichtet. Näheres ist aber hiervon nicht bekannt. Jedenfalls war für Reinhold der Widerspruch, in welchen er nach seiner nunmehrigen philosophischen und religiösen Ueberzeugung zu den Gelübden und Regeln des Ordens getreten war, das Entscheidende. Wie seine Freunde hielt auch er den Mönchsstand für den Feind und das Hemmniss aller moralischen Bildung, aller geistigen Hebung des Volkes, für den eigentlichen Krebschaden der Gesellschaft, und er selbst gehörte ihm noch an! Doch noch tiefer, weit tiefer wurzelte sein immer stärker werdender Widerwille. Es war die philosophische und religiöse Ueberzeugung, die ihn immer gewaltiger ergriff und die er später im „*deutschen Merkur*“¹⁾ in der ausführlichen Abhandlung: „*Ehrenrettung der Reformation*“ dargelegt hat. Seit die protestantisch-theologischen Streitigkeiten den philosophischen Untersuchungen Platz gemacht hatten und die höhere Kultur der deutschen Sprache und Begriffe eingetreten war, waren (um mit Reinhold selbst zu reden) die durch die Reformation festgesetzten Wahrheiten, auf Philosophie und Gemeinssinn zurückgeführt, aus den Schriften der Protestanten in die Ideenmasse vieler denkender Katholiken übergegangen. Wie manche andere Mönche war auch Reinhold zu der Ansicht gelangt, dass die Reformation eines der wirksamsten Mittel sei, die Vernunft von dem Joche des blinden Glaubens zu befreien. Die Unabhängigkeit der Vernunft war für ihn der Grundartikel und das Wesen des Protestantismus, und die von der Reformation gewonnenen Resultate erschienen ihm als eine Stufe zu neuen und ferneren Verbesse-

¹⁾ Jahrgang 1786, 1. Viertelj. S. 116 flg., 193 flg., 2. Viertelj. S. 42 flg.

rungen. „Die Blüten und Früchte (schreibt er), die der protestantische Boden erzeugt hatte, waren der anderen Hälfte so fremd, dass man sie in allen ihren Hauptstädten für verbotene Waaren erklärte. Die zum Theil noch lebenden Stifter des gereinigten Geschmacks und der antimönchischen Wissenschaften unter den Katholiken werden sich selbst gestehen müssen, dass sie ihre deutsche Sprache, Dichtkunst, Beredsamkeit, Philosophie u. s. w. den protestantischen Produkten zu verdanken hatten, mit denen der Schleichhandel die Wachsamkeit der Censur zu hintergehen wusste. Der Genuss der verbotenen Früchte äusserte nach und nach auch hier seine Wirkungen. Der Kampf zwischen Licht und Finsterniss arbeitete im Stillen immer nachdrücklicher fort, und es fehlte ihm nur an dem Winke eines Josef, um in jene Revolution auszubrechen, die seit 1780 die Aufmerksamkeit von ganz Europa beschäftigt. Mag es doch immer nur noch Duldung heissen, was der weise Monarch den Schriften und Personen der Protestanten ausdrücklich bewilligt hat. Fast jeder Fortschritt der österreichischen Reformation bringt die herrschende Kirche der geduldeten näher und ist ein neuer unwidersprechlicher Beweis, dass man die von den Protestanten längstbefolgten Grundsätze, in sofern sie mit den Aussprüchen der gesunden Vernunft einerlei sind, nicht blos dulde, sondern billige und geltend mache Luther zertrat die Phiolen schmerzstillender und einschläfernder Elixiere, riss die zurücktreibenden Schönplästerchen hinweg und griff die Krankheit in ihrem Hauptsitze an. Es war seine Schuld nicht, dass es für die eine Hälfte der Christenheit erst ausgemacht werden musste, ob die Vernunft in Religionsachen freien Gebrauch haben dürfe und müsse, oder nicht; aber sein Verdienst war es, dass es ausgemacht wurde. Damit hat er den Bemühungen der heutigen Protestanten die Bahn gebrochen und bewirkt, dass die Bestreitung religiöser Irrthümer in der protestantischen Kirche nichts weniger als Inconsequenz ist, — bewirkt, dass kein kanonisiertes Vorurtheil vor dem Richterstuhle der Vernunft sicher ist, — bewirkt, dass die protestantische Theologie mit dem Gange des menschlichen Geistes gleiche Schritte halten und als Wissenschaft auftreten kann, indessen die katholische ewig Mythologie bleiben muss.“

So schrieb Reinhold im Jahre 1786. So dachte und fühlte er aber auch schon drei Jahre früher in Wien, und mit diesen Ueberzeugungen konnte er unmöglich noch Barnabit, unmöglich überhaupt Mönch bleiben. Die Aufhebung des Barnabitencollegiums war zunächst und auf geraume Zeit noch nicht zu erwarten. Dem geistvollen, in seinem Gewissen bedrängten jungen Manne blieb nur Ein Ausweg: Flucht aus dem Kloster in ein protestantisches Land. Es war für Reinhold ein schwerer Entschluss, aber er wurde von ihm nach reiflicher Erwägung mit den vertrautesten Freunden gefasst. Der Umstand, dass der Leipziger Professor der Philosophie Christian Friedrich Petzold sich einer Erbschaftssache wegen im Sommer 1783 in Wien aufhielt und mit Reinhold bekannt wurde, bot gute Gelegenheit zur Ausführung, und die Freunde sicherten ihm Unterstützung zu. Im Herbst 1783 nahm Petzold ihn in seinen Wagen auf und entführte ihn nach Leipzig, wo er das akademische Bürgerrecht erwarb und bei mehreren Professoren Vorlesungen hörte.

Von Leipzig aus lieferte er nach Wien Beiträge zu dem Freimaurerjournal, zu der Realzeitung und des Freiherrn von Gemmingen Magazin für Wissenschaften und Literatur. Die Wiener Freunde dagegen, zumal von Born (der nicht von dem Vorhaben, sondern erst von der vollendeten Thatsache der Flucht Kenntniss erhielt) und Blumauer sandten ihm nicht nur Unterstützungen aus der Logencasse, sie bemühten sich auch, für den geschätzten Freund, um dessen Kraft dem Bunde zu erhalten, Dispensation von den Ordensgelübden und die Gestattung strafloser Rückkehr auszuwirken. Als aber sein Aufenthalt auf einer protestantischen Universität den Jesuiten bekannt und nach Wien gemeldet worden war, mussten die Freunde diese Unterhandlungen abbrechen. Blumauer und von Born ertheilten ihm im Namen der Freunde brieflich den Rath, Leipzig schleunigst zu verlassen und sich nach Weimar unter des freisinnigen Herzogs Karl August Schutz zu dem von ihnen hochverehrten Wieland zu begeben, welchem er von Blumauer und v. Gemmingen warm empfohlen wurde. Die Hoffnung aber, ihn bald wieder in ihren Kreis zu schliessen, konnten und mochten sie nimmer aufgeben, sie glaubten die Aufhebung des Barnabitencollegiums in Kürze erwarten zu können. Der interessante Brief von Born's

vom 19. April 1784 wird unten zum ersten Mal vollständig mitgetheilt.

Reinhold folgte dem freundschaftlichen Rathe. Im Frühling 1784 ging er nach Weimar und fand bei Wieland die herzlichste Aufnahme. Er wurde Gehilfe bei der Redaktion der von Wieland herausgegebenen wichtigen Zeitschrift „teutscher Merkur“. Bald gewann er auch Herz und Hand von Wieland's ältester Tochter, der jugendlich blühenden Sophie, am 18. Mai 1785 wurden sie vermählt, und wie das junge Ehepaar, so verband Schwiegervater und Schwiegersohn lebenslänglich die innigste Liebe. Der alten, lieben Heimath aber und den Freunden in Wien erhielt und bethätigte Reinhold allezeit die innigste Treue. Er unterhielt nicht nur einen steten Briefwechsel mit ihnen, sondern sandte ihnen auch zahlreiche Beiträge für ihr Maurerjournal.

Ausser den Arbeiten für den Merkur beschäftigte ihn seit dem Herbst 1785 das Studium des grossen epochemachenden Werkes, das, im Jahre 1781 erschienen, alle bisherigen philosophischen Systeme für unhaltbar erklärte und mit der Lehre des transscendentalen Idealismus eine ganz neue Bahn brach, — das Studium von Kant's „Kritik der reinen Vernunft“. Während von anderen Philosophen die neue, schwierige Lehre dünkeltig ignorirt, von den Eklektikern und Popularphilosophen als Unverstand, Anmassung und scholastische Spitzfindigkeit angefochten wurde, durchdrang der junge Wiener Philosoph mit der ihm eigenen Fassungsgabe, seiner eminenten Kenntniss aller bisherigen Systeme und seinem glänzend entwickelten Scharfsinn den Gedankengang des grossen Königsberger Weisen. Es war zunächst ihm selbst ein dringendes Bedürfniss, „auf einem neuen Wege seinem Herzen die Ruhe wieder zu gewinnen, die er auf dem Felde der philosophischen Spekulation verloren und auf allen ihm bekannt gewordenen Wegen vergebens gesucht hatte;“ und als er hier die eignen metaphysischen Fragen und Zweifel beantwortet und gelöst fand, — als er zu der Ueberzeugung gelangte, dass durch die Kritik der reinen Vernunft, durch die über alle Einwürfe erhabene Lehre des transscendentalen Idealismus eine der allgemeinsten, merkwürdigsten und wohlthätigsten Revolutionen, die je unter den menschlichen Begriffen vorgegangen, bewirkt werden müsse, — als er so in

Kant's Werke „das grösste Meisterstück des philosophischen Geistes, seitdem es philosophischen Geist gebe,“ erkannte, da drängte es ihn, ein Gut, in dessen Besitz er sich glücklich fühlte, auch andern zugänglich zu machen. In „Briefen über die Kantische Philosophie“, — von denen seit August 1786 die ersten acht, allgemeinverständlich, interessant und fesselnd geschrieben, im „teutschen Merkur“ erschienen, — legte er mit Hinweisung auf den damaligen Zustand der Philosophie und auf die dringendsten wissenschaftlichen und moralischen Bedürfnisse der Zeit klar und überzeugend die wichtigsten Resultate dar, die sich aus Kant's Kritik der Vernunft für die Grundwahrheiten der Religion und der Moral ergaben, und zeigte in ihnen „die Entscheidung ebenso vieler wichtigen Streitigkeiten, die durch das allgemeine Missverständniss der Vernunft unterhalten wurden“. Das Aufsehen, welches diese Briefe Reinhold's verursachten, war ebenso gross als allgemein. Reinhold, der junge österreichische Gelehrte, ward Kant's erster und bester Commentator, durch ihn wurde der kritischen Philosophie der Weg gebahnt, und sein eigener Ruf als Gelehrter, als Philosoph verbreitete sich in den wissenschaftlichen Kreisen und darüber hinaus unter dem gesammten gebildeten deutschen Publikum.

Er wurde als Professor der Philosophie nach Jena berufen und siedelte im Juni 1787 dahin über. Michaelis 1787 eröffnete er dort seine Vorlesungen. Auch auf dem Lehrstuhle und durch seine Schriften erwarb er sich als Kant's grösster Schüler und Commentator für das Verständniss, für die Einführung und die Fortentwicklung der Kantischen Philosophie unvergängliche Verdienste. Durch ihn und seinen Ruhm angezogen, strömte die wissbegierige Jugend Nord- und Süddeutschlands nach Jena, um hier das philosophische Evangelium zu hören. Im Bunde mit Weimar, der Dichterstadt, wurde Jena als Hauptpflegestätte der kritischen Philosophie, wie als Pflegerin und Lehrerin aller Wissenschaften damals der geistige Mittelpunkt Deutschlands.

Mit Interesse und Freude verfolgten die Wiener Freunde den glänzenden Erfolg Reinhold's. Auch sein ehemaliger Lehrer, der wackere Paul Pepermann bekundete ihm in mehreren, in englischer Sprache geschriebenen Briefen aufrichtige warme Theilnahme. Die interessanteren Stellen derselben mögen hier

in deutscher Uebersetzung folgen, — werfen sie doch auf die Personen und Verhältnisse helles Licht.

„Ihr Brief — schreibt Pepermann am 5. November 1786 an Reinhold — traf hier ein, während ich noch auf dem Lande war, und da er auf der Aussenseite die zwei gefährlichen, vermuthlich vom Postamt aufgestempelten Worte trug: „DE WEIMAR“, so machte das unsern Abderiten grosse Unruhe; da ich indess das Papier sicher und wohlversiegelt empfing, so nahm ich von allen Grübeleien und argwöhnischen Vermuthungen, wozu dies vielleicht Veranlassung gegeben, keine Notiz, und ich denke: Sie können in Zukunft thun was Sie wollen, Ihre Briefe entweder direct durch die Post an mich adressiren oder auf Privatweg durch einen Freund übersenden. — Es war für mich eine angenehme Ueberraschung, als ich bei Oeffnung Ihres Letzten die mir von Ihnen übersandten Silhouetten fand; ausser dem gewöhnlichen Vergnügen eines Schmugglers, der solche Contrebande sicher empfängt, war ich ganz entzückt bei dem Anblick zweier, wenn auch nur im Umriss dargestellter Personen, die so nah mit Ihnen verwandt sind und so hoch über meinen Complimenten stehen,¹⁾ und der Gedanke macht mich verlegen, dass ich gegen ein so köstliches Geschenk Ihnen nur das hiebei übersendete geben kann, das Gesicht eines ganz unwichtigen, bedeutungslosen Mannes, über den Sie nichts sagen können als dass er Ihr Freund ist, dass er einigen Verstand und etwas Gelehrsamkeit besitzt und in beiden es weiter gebracht haben würde, wenn seine Verhältnisse es gestattet hätten. — Ich sage dies, um Sie sehen zu lassen, dass ich genau weiss, was ich werth bin und was nicht, und dass ich demzufolge über so viele in Ihren Briefen auf mich gehäufte Schmeichelworte etwas beschämt sein muss. Keine Benennung verdiene ich weniger als die Ihres Lehrers; wenn Sie mir in dieser Beziehung etwas verdanken, so ist es nur für die kleine Benachrichtigung, die ich Ihnen früher in Betreff einiger erträglicher Bücher gab, und für einige aufmunternde Worte, wenn Sie dann und wann auf Schwierigkeiten stiessen und darüber stutzig wurden; was alles Uebrige betrifft, so kann

¹⁾ Wahrscheinlich die Bilder Wieland's und der Frau Sophie Reinhold; vergleiche den folgenden Brief Pepermann's.

sicherlich nicht gesagt werden, dass ich irgend etwas für Sie gethan; in der That, welche Verpflichtung können Sie Einem haben, der Ihnen Storchenau und Bertieri zu erklären gezwungen war, sowie einiges Oberflächliche in der Physik, und obendrein unter dem Zwang der alten zänkischen scholastischen Methode? oder was konnten Sie von mir erwarten, dessen Methaphysik damals, wie zum Theil noch jetzt, kaum über Malebranche und Wolf hinausreichte, und der in Bezug auf Theologie streng verpflichtet war, der breitgetretenen Strasse seiner Vorgänger zu folgen, das heisst: den Fusstapfen einiger geschmackloser mönchischer Schriftsteller? — In Ihrem ersten Briefe ist ein Satz, den ich wirklich mit nicht geringer Bewegung las: nämlich wo Sie sagen, Sie wären jetzt bemüht, mit unserem Zeitalter Schritt zu halten. Es stimmte mich melancholisch, da ich bedachte, wie gern ich in meinen letzten zwanzig Jahren dasselbe gethan haben würde, ja wie gern ich noch jetzt mich bemühen möchte das zu ersetzen, was ich verloren, obgleich ich sicher bin, dass all das wenige Wissen, das ich mir zu eigen machen könnte, nur mir selbst von Nutzen sein kann, und doch sehe ich deutlich: dies ist in meiner gegenwärtigen Stellung nur ein chimärischer Wunsch. Ich versichere Ihnen: manches Buch muss über ganz Deutschland verbreitet und in die Hände fast jedes Mannes von freier Erziehung gelangt sein, das vielleicht nur sehr wenig Personen in Wien bekannt geworden ist; wie könnte es sonst sein, dass ich Kant's Kritik in keinem Laden unserer Buchhändler ausfindig machen konnte, und dass, als ich vor Kurzem nach Ihrer „Herzenserleichterung“¹⁾ schickte, mir mein Diener von Wapler „Herzenserleichterung oder Verschiedenes an Verschiedene von Johann Caspar Lavater“²⁾ brachte. Beim ersten Anblick hätte ich es in's Feuer werfen mögen, aber jetzt habe ich es gern, weil es einerseits mich oft an Sie erinnert, andererseits mir den Charakter des das Paradoxe liebenden Verfassers gibt. Mit Einem Wort: unsere Drucker und Buchhändler liefern uns

1) Reinhold's anonym erschienene Schrift: „Herzenserleichterung zweier Menschenfreunde in vertraulichen Briefen über Lavater's Glaubensbekenntniss.“ (1785.)

2) Erschien in St. Gallen 1784 und war gerade die Veranlassung von obengenannter Gegenschrift Reinhold's.

zweimal jede Woche Anzeigen, Subscriptionen und Kataloge von altmodischen Schriftstellern, oder neue Ausgaben zu übermässigem Preis, sowie Verzeichnisse von Flugschriften und Kleinigkeiten, doch sehr selten zeigen sie Werke von solider und kernhafter Gelehrsamkeit an. — Trotzdem bitte ich Sie, mir dann und wann Nachricht über solche Autoren oder Werke zu geben, die Sie für mich geeignet oder bemerkenswerth halten; wenn ich dieselben auch nicht für Geld bekommen kann, so kann ich sie doch möglicherweise durch Vermittlung eines Freundes zu Gesicht bekommen. So habe ich kürzlich mit vielem Vergnügen Ihre Abhandlung über die Geheimnisse der Hebräer gelesen; Herr Kramer, der Sie grüssen lässt, hat mir die Uebersetzung der Satiren des Horaz gezeigt, das Werk eines Mannes¹⁾, der unter den Schriftstellern unseres Landes dasselbe ist, was der Fürst, dem es gewidmet²⁾, unter den Staatsmännern Europas ist; er hat mir auch die Fortsetzung Ihrer Apologie der Reformation zu senden versprochen, denn bisher habe ich nur den ersten Band davon gesehen, und durch eine andere Hand hoffe ich diesen Winter die Berliner Monatschrift zu bekommen und zu sehen, was da von dem Orden gesagt ist, von dem Sie sprechen und der nun hier in schleunigen Verfall geräth. — Sie sehen, dass dies ein sehr langweiliger Brief ist, was Sie überzeugen wird, dass ich nicht ganz von meinem Spleen curirt bin; ich würde es aber sicherlich, wenn ich mich eine Stunde mit Ihnen unterhalten oder mit einem Freund öfter von Ihnen sprechen könnte. Dies that ich mit grossem Vergnügen, als ich vor einigen Wochen die Ehre eines Besuches von Herrn Schulze hatte, einem feinen höflichen Herrn, der, wie ich mir denke, schon um Ihetwillen mit meiner Unterhaltung nicht ganz unzufrieden gewesen sein wird; grüssen Sie ihn meinerseits und sagen Sie zugleich Ihrer Frau Gemahlin meinen verbindlichsten Gruss. Ich hoffe, Sie sind beide gesund und glücklich, und da ich vermüthe, dass Sie den Namen „Pater“ jetzt mit mehr Befriedigung hören, als das der Fall war, als Sie noch unter uns lebten³⁾, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen dieserhalb meine Glückwünsche auszusprechen.“

¹⁾ Wieland's.

²⁾ Wenzel Anton, Fürst von Kaunitz.

³⁾ Im October 1786 war Reinhold's erstes Kind Karoline geboren.

Am 20. November 1787, nach Reinhold's Besteigung des philosophischen Lehrstuhles zu Jena, schrieb Pepermann ferner an seinen ehemaligen Schüler: „Ich will Ihnen nicht mit einem Haufen Gratulationen lästig fallen. Solches Ceremoniell mag wohl Solchen gegenüber stattfinden, die ohne persönliches Verdienst, durch irgend einen plötzlichen Glückszufall in bessere Lage kamen. Was Sie betrifft, so bin ich überzeugt, es wird Ihnen kaum eine Steigerung Ihres Glückes zu Theil werden, die Sie nicht verdienten, daher statte ich Ihnen nur meinen herzlichen Dank ab für die mir von Ihnen darüber ertheilte Nachricht, die wahrhaftig ein sehr willkommenes Geschenk für Einen war, der Sie so sehr liebt wie ich. — Nach dieser Art von Vorrede ist das Erste, was ich Ihnen sagen muss: dass ich mir keine freudigere Scene vorstellen könnte als bei Ihren Vorlesungen über ‚*Criticam rationis purae*‘ gegenwärtig zu sein. Welchen Widerwillen Ihnen auch früher die meinigen ‚*de divina gratia*‘ u. s. w. eingeflösst haben mögen, so würden die Ihrigen mir jetzt hundertmal mehr Vergnügen gewähren und mich sogar nicht ganz unvorbereitet finden, insofern ich Kant's Kritik jetzt wirklich gelesen, obschon ich Ihre Briefe darüber trotz aller angewandten Mühe, mir sie zu verschaffen, noch nicht gesehen habe. Ich versichere Ihnen, lieber Freund, der ungewöhnliche Gesichtspunkt, von dem uns dieser ausserordentliche Mann unsere frühere Metaphysik der Prüfung unterwirft, so viele seiner noch nie vorher ausgesprochenen Betrachtungen, ausserdem das Vergnügen und die Belehrung, die ich mir von einer zweiten Lektüre verspreche, haben mir dieses Buch sehr lieb gemacht; überdies sind Sie es, dem ich die erste Kunde davon verdanke, und an den ich denke, wenn ich es ansehe. Verlassen Sie sich darauf, es soll diesen Winter mein Lieblingsstudium sein. — Ich hätte schon mehr Zeit auf diesen Autor verwendet, wenn ich nicht vor einigen Monaten eine neue Bekanntschaft gemacht hätte, wovon ich Ihnen Einiges berichten muss. Der Betreffende ist ein gewisser Giovanni Martinenghi, ein italienischer Barnabit, bei dem dies jedoch nicht über den Anzug hinausgeht: ein munterer, offener, liebenswürdiger, junger Mann von 26 Jahren, dessen Talente und zumal dessen vorurtheilfreies Urtheil ich nicht genug bewundern konnte. Den grössten Theil der Zeit,

die er hier war, verbrachte er mit mir und Edmund¹⁾, fast auf dieselbe Weise, wie Sie es früher thaten; denn Edmund spielte hier ebenfalls den Missionär, und es war unser Spass, ihn erst in Wuth zu bringen und dann auszulachen. Dieser neue Freund von mir hat glücklicherweise frühzeitig erkannt, dass das Leben eines Geistlichen eine zu enge Sphäre seiner Thätigkeit ist. Trotz seiner Oberen hat er sich auf das Studium der Naturgeschichte gelegt, und dies mit so gutem Erfolg, dass er während seines Aufenthaltes hier in Wien vom Hof zum Custos des kaiserlichen Museums in Pavia ernannt worden ist. Da er bei seiner Ankunft Empfehlungsbriefe von seinen Professoren, den Herren Spalanzani, Scopoli u. a. mitbrachte, so wurde er bald der Lieb- ling des Barons von Born, wo er zuerst etwas von Ihren Aben- theuern erfuhr, und seitdem hat er sich mit mir hierüber so oft und mit so viel Wärme unterhalten, dass ich nicht umhin konnte, ihm das Portrait Ihrer Frau Gemahlin zu zeigen, und diese Ge- legenheit ergreife, Sie noch einmal zu bitten, mir das Ihrige zu übersenden; denn sicherlich wird er nach seiner Rückkehr von Schemnitz in Ungarn (wo er jetzt ist und diesen Winter zubringen wird) hocheifrig sein, das Gesicht eines Mannes zu sehen, auf dessen Freundschaft, wie er weiss, ich so stolz bin. — Auf Ihre Frage über das Erlöschen unseres Ordens habe ich Ihnen nichts zu berichten, sondern bemerke blos, dass ich bei dieser Sache ge- rade am wenigsten interessirt bin. Wenn ich meine Lebensbahn so weiter verfolgen kann wie bisher, so hoffe ich, dass ich keinen Grund finden werde, unzufrieden zu sein. Bin ich aber genöthigt, die Scene anderswohin zu verlegen, so will ich versuchen, mich derselben so gemäss zu betragen, als die Umstände es gestatten werden. Edmund habe ich Ihren Brief gezeigt; er lässt Sie grüssen, sagt aber, er werde sich nie überreden lassen, dass Ihr Gewissen jetzt in einer besseren Verfassung sei als früher unter der Leitung des Vaters Krausler. Gegen Chrysostomus wage ich nicht unserer Correspondenz Erwähnung zu thun, denn noch finde ich seinen Charakter zu veränderlich und zu unbedacht- sam. — — Den grösseren Theil dieses Briefes habe ich letz-

¹⁾ Der Träger dieses Namens ist aus Pepermann's Briefen und Reinhold's Papieren nicht zu ersehen; vermuthlich ein Barnabü.

ten Sonntag geschrieben, welches der 18. war, der nämliche Tag, an welchem Sie vor vier Jahren Ihr ‚In exitu Israel de Aegypto‘ sangen; auch habe ich nicht vergessen, dass seit dem 10. jenes Monats und Jahres ich Sie nicht mehr gesehen habe, und dieser Gedanke bringt für mich einen anderen noch traurigeren mit sich.“

Ein weiterer Brief Pepermann's an Reinhold vom 18. Juni 1788 enthält die Stellen: „Ich habe jetzt Kant's Kritik mehrmals gelesen, muss aber offen gestehen, dass ich noch nicht so glücklich bin, völlig in alle die verwickelten Feinheiten dieses ausserordentlichen Geistes einzudringen. Die grössten Schwierigkeiten finde ich in Betreff seiner transcendentalen Deduction der reinen Vernunft und in dem, was er von den Paralogismen der reinen Vernunft sagt. Wir sind jetzt mit Büchern überschwemmt, die sich auf die durch sein neues System aufgestellten Prinzipien beziehen; einige davon habe ich schon gesehen. Hat denn Kant noch keinen Ausleger hervorgerufen, einen solchen, wie er ihn selbst in seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe sich wünscht, der, wie er sagt, mit der Gründlichkeit der Einsicht das Talent einer lichtvollen Darstellung glücklich vereinigt? — — Haben Sie Ihrer kleinen Karoline noch nicht ein hübsches Brüderchen oder Schwesterchen gegeben? und ist das Leben, das Sie in Jena führen, so sehr angenehm oder so sehr mit Geschäften überfüllt, dass Sie darüber ganz Ihre Wiener Freunde vergessen? — Herzlichen Gruss von Edmund, und was mich betrifft, so giebt es keinen Ihrer Bekanntschaft, der einen grösseren Werth auf Ihre Freundschaft legt als ich, und keinen, der mit mehr Wahrheit und Treue so ganz der Ihrige ist.“ Aus einem ferneren, eines Datum entbehrenden Briefe Pepermann's theile ich endlich folgende Stellen mit: „Herr Ehrenstein, Herr Hilger und D. Augustin (jetzt Caplan bei dem Regiment Ferdinand Toscana) haben mich eben beim Schreiben an Sie angetroffen und wünschen, dass ich sie als Ihre Brüder bei Ihnen in Erinnerung bringe. Und nun, was mich betrifft, was könnte ich Ihnen mit mehr Wahrheit versichern, als dass unter den wenigen Dingen, die ganz mein Herz erquicken könnten, vielleicht das Erste wäre, Sie im Kreise Ihrer Familie zu sehen und da nur einige wenige Stunden zuzubringen, obgleich ich sicherlich dabei nur eine sehr traurige Figur vorstellen würde? Warum

mussten Sie mit Hofstätter und Biwald zusammentreffen, die Sie weder zu sehen wünschten noch zu sehen verdienten, und warum kann ich nicht hoffen, Ihnen noch einmal Lebewohl zu sagen und eine Frau zu begrüßen, die Sie so hoch schätzen, und der Sie gleichwohl, wie mich dünkt, keinen höheren Werth beilegen, als sie wirklich verdient?! Ich bin nicht kühn genug, mich ihr anzunähern und um ihre Freundschaft zu bitten, doch mögen Sie, wenn Sie wollen, ihr versichern, dass jedesmal, wenn ich an sie denke, was in der That oft geschieht, mir Pope's Worte einfallen:

Charms strike the sight, but merit wins the soul,¹⁾

und ich sein ‚but‘ in ‚and‘ umändere. — Mögen Gesundheit, Freude und Glück Ihre und Ihrer Gemahlin stete Begleiter sein; dies ist der sehnlichste Wunsch von Einem, der Sie liebt und werth hält. — Ich bitte Sie, Ihren Brief direct an mich selbst zu adressiren. Zu gleicher Zeit ersuche ich Sie, das Wort ‚Vimaria‘ in der Aufschrift auszulassen und selbige von unbekannter Hand schreiben zu lassen; so entgehen wir der Neugierde der Leute, welche sich vielleicht versucht fühlen möchten, Ihre Briefe zu öffnen oder in Beschlag zu nehmen.“

In so traulichem Verkehr stand Reinhold, der dem Kloster entflohene, rasch berühmt gewordene Philosoph, mit seinem ehemaligen Lehrer, dem freisinnigen und toleranten Barnabiten Paul Pepermann. In gleich innigem Verhältniss war und blieb er zu den übrigen Wiener Freunden und während der Jenaer Zeit in stetem Briefwechsel mit von Born, von Alxinger und Leon. Sind auch die von ihm nach Wien geschriebenen Briefe wohl verloren, so hat er doch die von den genannten Freunden empfangenen Briefe sorglich aufbewahrt, und noch jetzt, nach hundert Jahren, liegen dieselben wohlerhalten vor.

Von Born, dem väterlichen Freunde Reinhold's, theile ich nachstehend ausser dem obenerwähnten Briefe vom 19. April 1784 noch zwei andere Briefe mit, von denen der eine vom 9. Juni 1784 noch nach Weimar in liebender Sorge um den Flüchtling und mit Freude über die Blüthe der Wiener Loge geschrieben ist, der andere, vom 3. December 1789 dagegen warmen Dank dafür enthält, dass Reinhold seinen „Versuch einer neuen Theorie

¹⁾ „Schönheit entzückt den Blick, doch inn'rer Werth gewinnt die Seele.“

des menschlichen Vorstellungsvermögens“ (Prag und Jena 1789), sein erstes grösseres Werk, „seinen väterlichen Freunden Ignaz von Born in Wien, Immanuel Kant in Königsberg und Christoph Martin Wieland in Weimar zum Denkmal seiner Dankbarkeit, Verehrung und Liebe“ gewidmet hatte. Schon zwei Jahre später, am 28. August 1791, schied der hochverdiente Mann in Wien aus dem Leben.

Die Briefe Alxinger's an Reinhold gehören dem Zeitraume vom Jahre 1785 bis 1792 an. Gerade diese Jahre bilden die wichtigste Periode im Leben des talentvollen Wiener Dichters. Zwar hatte er schon im Jahre 1780, erst 25 Jahre alt, seine „sämmlichen Gedichte“ erscheinen lassen und vier Jahre darauf, 1784, seine „sämmlichen poetischen Schriften“, verbessert und vermehrt, zum Vortheil des Wienerischen Armeninstituts herausgegeben. Diese lyrischen Gedichte waren nicht Meisterwerke, sie sprachen aber durch ihr sanftes Gefühl, ihre Leichtigkeit und gefällige Laune an, und fanden auch im „deutschen Merkur“, aus Reinhold's Feder, 1785 wohlwollende Besprechung. Die nächstfolgenden Jahre aber brachten Alxinger's Hauptwerke, seine beiden epischen Dichtungen, die ihm für alle Zeit einen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur gesichert haben. Im Jahre 1787 erschien in Leipzig in erster Ausgabe sein „Doolin von Mainz, Rittergedicht in 10 Gesängen“, und nachdem er im Jahre 1788 eine neue Ausgabe seiner Gedichte, mit vielen Uebersetzungen und Nachbildungen aus alten Classikern, sowie aus Engländern und Franzosen, in zwei Theilen herausgegeben hatte, erschien zu Leipzig im Jahre 1791 sein zweites episches Werk: „Bliomberis, Rittergedicht in 12 Gesängen.“

Es mangelte ihm feurige dichterische Phantasie und wirkliche Originalität, die beide durch den eisernen und ausdauernden Fleiss des Dichters nicht ersetzt werden konnten. Nimmt er daher auch unter den deutschen Dichtern der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts keine hervorragende Stelle ein, so thun ihm doch neuere Literarhistoriker entschieden Unrecht, wenn sie seine Leistungen als bedeutungslos bezeichnen oder geradezu ignoriren. Der Wieland'schen Schule angehörig, hat er in Nachahmung des Meisters mit den beiden epischen Dichtungen Doolin und Bliomberis, wenigstens für jene Zeit der Literatur, gewiss

Anerkennenswerthes geleistet. Sehr richtig sagt Alxinger selbst in nachstehendem Briefe vom 6. Mai 1792, dass sein Doolin das Beste sei, was er geliefert habe oder zu liefern im Stande sei. Beide Gedichte haben eine mit Fleiss und Sorgfalt geschaffene, feine Form, bekunden einen durch eifriges Studium des classischen Alterthums gebildeten Geschmack und enthalten einzelne wahrhaft gelungene, schöne Stellen. Aus jedem Worte spricht die edle Natur des Dichters und seine freisinnige, auf Aufklärung des Volkes abzielende Richtung. Vor Allem aber ist sein ächt deutscher Charakter und die Reinheit seiner Sprache, welche selbst manchem heutigen Dichter als Muster dienen könnte, rühmend hervorzuheben. Diese Reinheit der deutschen Sprache, deren sich Alxinger befleissigte, war für Oesterreich und dessen Literatur von der grössten Bedeutung. Wie sorglich und gewissenhaft er dabei verfuhr, erhellt aus den Anmerkungen, in welchen er einzelne Wendungen seiner Gedichte, die etwa hätten auffallen können, durch Belege aus Dichtern des Reiches zu rechtfertigen suchte.

Eben das spricht klar aus den vierzehn Briefen, welche ich von ihm unten mittheile. Sie bekunden Alxinger's warme Verehrung von Lessing, Wieland und Schiller, wenn er auch — vielleicht mit Recht — die Uebersetzungen des Letzten tadelte. Sie bekunden seinen deutschen Sinn und Styl, seine classische Bildung, seine innige Freundschaft, seine wahre Liebenswürdigkeit. Indem sie uns Blicke in das langsame, mühsame Schaffen des Dichters gewähren, lassen sie die obenerwähnten epischen Dichtungen vor unsern Augen entstehen, zeigen uns aber auch den Dichter in manhaftem Kampfe gegen die Jesuiten.

Im Jahre 1793 erhielt Alxinger die Stelle eines Secretärs am kaiserlichen Hoftheater, die er aber nur kurze Zeit bekleidete. Im Jahre 1794 wurde ihm die Ehre zu Theil, in den Reichsritterstand erhoben zu werden. Doch schon der erste Tag des Mai im Jahre 1797 schloss dem Dichter, der Lenzeswonne und Lenzeslust so gern gefeiert hatte, das Auge für immer.

Zu den Jugendfreunden Reinhold's gehörte ferner, wie oben erwähnt wurde, Gottlieb Leon; er war ihm der liebste, der vertrauteste von Allen. Erst zwanzig Jahre alt, hatte Leon im Jahre 1777 in Verein mit Ratschky den Wiener Musenalmanach herausgegeben, der noch unter „sehr eingeschränkter und erzbigotter

Censur“ zu leiden hatte, und hatte in jenem Jahrgange des Almanachs wie auch in den weiteren Jahrgängen desselben manches anmuthige, seine poetische Begabung bekundende Gedicht erscheinen lassen. Im Jahre 1782 gab ihm der erfolglose Besuch der Kaiserstadt durch den Papst den Anlass zu zwei Schriften: „Lied eines österreichischen Bauernmannes auf die Ankunft des heiligen Vaters Pius VI.“ und „Anmerkungen zur Frage: Was ist der Papst? nebst Zurechtweisung eines geistlichen Redners.“ In demselben Jahre wurde Leon als Scriptor an der k. k. Hofbibliothek zu Wien angestellt. Die Mussestunden wurden der Poesie gewidmet. Unter dem Schutze der Pressfreiheit nahm auch er in der Josephinischen Periode an dem geistigen Aufschwung, der im ganzen Kaiserstaat und vor allem in der Hauptstadt sich kundgab, regen Antheil und hat insofern sich hohes Verdienst erworben. Er gehörte dem Freimaurerbunde, er gehörte auch dem Illuminatenorden bis zu dessen Aufhebung mit allem Eifer an. Eine Schrift: „Empfindungen über den der Freimaurerei in den k. k. Erblanden öffentlich ertheilten Schutz“ liess er in Wien 1786 erscheinen. Mit Born befreundet, hegte er dagegen eine entschiedene Abneigung gegen die Anmassung und Schlüpfrigkeit Blumauer's. Er setzte den Wiener Musenalmanach fort und veröffentlichte sowohl in diesem als auch im Göttinger und Hamburger Musenalmanach kleine reizende Dichtungen. Ein Bändchen „Gedichte“ erschien im Jahre 1788. Gemeinschaftlich mit Ratschky und Kreil edirte er in den Jahren 1807 und 1808 zwei Jahrgänge eines „Taschenbuches zum Vergnügen und Unterricht“ unter dem Titel „Apollonion“. Leider wurde das Leben dieses talentvollen Mannes durch seine Vereinsamung, durch Kränklichkeit und Hypochondrie getrübt. An der k. k. Hofbibliothek, von welcher er im Jahre 1820 eine „kurz gefasste Beschreibung“ erscheinen liess, rückte er zum Custos vor, Ende 1827 trat er in den Ruhestand, und fünf Jahre später, am 17. September 1832, starb er im Alter von 75 Jahren.

Von den Briefen, die er seinem Freunde Reinhold nach Weimar und Jena schrieb, sind leider nur die nachstehenden elf aus den Jahren 1786 bis 1792 erhalten. Jedenfalls ist er auch später mit dem ihm so innig verbundenen Freunde in Correspondenz geblieben, aber alle Leon'schen Briefe aus späterer Zeit fehlen.

Umso dankbarer ist es anzuerkennen, dass wenigstens jene elf Briefe mit ihrem mannigfachen, bedeutsamen Inhalte uns erhalten geblieben sind. Sämmtlich auf der Wiener Hofbibliothek geschrieben, und von dort aus datirt, behandeln sie die Zustände und Schicksale der Wiener Freimaurerei und des Illuminatenordens, sowie die poetischen Arbeiten Leon's. Sie geben der hohen Verehrung, welche derselbe für Wieland, Goethe und Schiller hegte, und dem Interesse, welches er der Kantischen Philosophie zuwandte, lebhaften Ausdruck, und bieten anschauliche Bilder von den damaligen Verhältnissen der Wiener Presse, — in welcher, neben der Wiener Realzeitung, die aus von Gemmingen's Magazin entstandenen Wiener Ephemeriden „das damals (1786) einzige beträchtliche Journal von Wien waren“, — sowie von der Entstehung des Wiener Musenalmanachs und der leider bald genug wieder zunehmenden Censurstrenge.

Im Winter 1790 bis zum Frühling 1791 verweilte Franz Paul Freiherr von Herbert aus Klagenfurt in Jena, um unter Reinhold's Anleitung die kritische Philosophie zu studieren. Er wurde ein begeisterter Anhänger derselben und ein treuer Freund ihres Lehrers. Bezeichnend ist die Schilderung, welche Schiller in einem Briefe an Körner vom 10. April 1791 von ihm giebt: „Eine meiner Bekanntschaften ist ein gewisser Baron Herbert aus Klagenfurt, ein Mann an den 40, der Weib und Kind hat, eine Fabrik in Klagenfurt besitzt und auf vier Monate nach Jena reiste, Kantisch-Reinhold'sche Philosophie zu studieren. Ein guter, gesunder Kopf mit ebenso gesundem moralischen Charakter. Er soll seinen Zweck erreicht haben, wie man mir sagt, und einen sehr gereinigten Kopf mit nach Hause zurückbringen.“ Der junge Philosoph Forberg, Schüler und Freund Reinhold's, wie später Freund Fichte's, begleitete den Freiherrn von Herbert von Jena über Wien nach Klagenfurt, und gab in einem Briefe an Reinhold vom 14. Mai 1791 das anziehende Bild von dem edlen, durchgeistigten Leben des Herbert'schen Hauses zu Klagenfurt: „Das Herbert'sche Haus ist ein Athen! Männer, Jünglinge, Frauen und Mädchen — kurz Alles huldigt der Philosophie! Alle sind bis zum Enthusiasmus für sie eingenommen, und zwar aus dem edelsten Beweggrunde, aus dem Bedürfniss einer besseren Religion. Ich bin stolz darauf, in diesem Zirkel vortrefflicher Menschen zu sein, wo Musen und Grazien in

harmonischem Bunde leben, und wo eine Natürlichkeit und Ungezwungenheit herrscht, die mich immer an das goldene Zeitalter erinnert. — Reinhold's Name ist hier heilig, alle lieben und verehren Sie unaussprechlich.“ Und nach dem Abschied von dort, in einem Briefe an Reinhold vom 28. September 1791, sagt Forberg: „In den letzten drei bis vier Wochen bin ich in Klagenfurt ganz missmuthig über die unvermeidliche Trennung gewesen, welche mich von dem Kreise der Vortrefflichen scheiden sollte. Ich bin völlig überzeugt, dass das Herbert'sche Haus vielleicht in ganz Deutschland wenige seines Gleichen finde, und dass dasselbe der lebendigste Beweis für den wohlthätigen Einfluss sei, welchen die kritische Philosophie nicht bloß auf den Kopf, sondern hauptsächlich auch auf das Herz ihrer Verehrer äussert. Die Frömmigkeit ist aus diesem Hause verbannt, aber sie hat der Sittlichkeit Platz gemacht, welcher Alle in Worten und Handlungen mit Ehrfurcht huldigen.“ — Auf der Hinreise nach Klagenfurt im Frühling 1791 suchte Forberg die damaligen literarischen Berühmtheiten Wiens auf, und theilt in dem erwähnten Briefe an Reinhold vom 14. Mai 1791 die empfangenen Eindrücke mit. Mögen auch die Urtheile des jungen Gelehrten in einzelnen Punkten einseitige und voreilige sein, in anderen Punkten sind sie so treffend, und seine Schilderungen so anschaulich, dass nachstehende Stellen jenes Briefes hier Platz finden mögen. Forberg rügt, dass die von ihm besuchten Wiener Dichter „unmässig eitel seien, von der Unübertrefflichkeit ihrer Gedichte die allerausschweifendsten Begriffe hätten, und dabei die Philosophie als müßige Grübeleien finsterer Stubengelehrten verspotteten,“ er stellt sie in einen für sie sehr ungünstigen Vergleich mit Schiller, welchen er begeistert den König der Dichter nennt, und äussert sodann über Einzelne unter anderem Folgendes: „Blumauer hat in meinen Augen unendlich verloren, seitdem ich ihn kenne. So unermesslich viel Vergnügen mir sein unerschöpflicher Witz von jeher gewährt hat, so wenig habe ich mich doch überreden können, dass seine Gattung von Gedichten die einzige sei, welche einem denkenden Geiste die edelste und belohnendste Unterhaltung verschaffen könne. Gleichwohl ist Blumauer selbst lebendig von der Wahrheit überzeugt, dass der einzige Beruf des Schriftstellers sei, für ein grosses Publikum, d. i. für das Volk, zu schreiben. XX

- X Schiller's Meister-Rezension¹⁾ hat er, wie die Allgemeine Literatur-Zeitung überhaupt seit Jahr und Tag nicht gelesen; er könne, sagt er, alle Beurtheilungen von Büchern nicht leiden, denn theils sei er überhaupt gewohnt, alle Gelehrte unter sich zu sehen und folglich blos sie selbst zu beurtheilen, nicht aber sie auf dem Richterstuhle zu sehen; theils sei das Buch entweder gut oder schlecht; sei es gut, so brauche er nur den Titel oder Ein Wort, um es selbst zu lesen und zu beurtheilen; sei es schlecht, wozu ein Urtheil über ein schlechtes Buch? — Eine Rezension vollends
- X über ein Werk wie Bürger's Gedichte, das er fast auswendig gelernt und bereits alles darüber gedacht habe, was sich darüber denken liesse, die möge er gar nicht lesen: es wäre ihm lieber, Schiller hätte statt ihrer ein Gedicht gemacht; ob er wohl im Ganzen Schiller unmöglich für einen guten Dichter passiren lassen könnte. — Ganz anders fanden wir die beiden Herren von Schönfeld. Beide von nicht gemeinen, aber noch lange nicht ausgebildeten Talenten, beide durchdrungen von Verehrung Schiller's und voller Empfindung für alles Schöne, Grosse und Gute! Der jüngere Immanuel ist ein sehr liebenswürdiger Jüngling, und ich habe ihn ungemein lieb gewonnen. Er ist ganz Dichter etc. — An Herrn Leon habe ich einen äusserst liebreichen und gefälligen Mann gefunden, der wenigstens von der Erbsünde der Wiener Gelehrten, der Eitelkeit, eine beträchtlich kleinere Portion empfangen hat. — Herrn von Born haben wir auch besucht, ein trockener, finsterer Mann, der entweder gar nicht, oder (was noch schlimmer ist) ungemein leise spricht, — lauter Eigenschaften, die bei mir in keinem guten Credit stehen.“ Ich bemerke, dass dieser Besuch des verdienstvollen Mannes wenige Monate vor dessen Tode stattfand. Endlich berichtet Forberg ausführlich über seinen Besuch des hochverdienten Sonnenfels, bei welchem er durch einen Grafen Eggers eingeführt wurde. Ich lasse auch davon die bezeichnendsten Sätze folgen: „Er empfing uns mit herablassender Freundlichkeit und stellte sich nach den ersten Complimenten sogleich in eine Positur an die Ecke einer Commode, die die Rolle deutlich anzeigte, die er nunmehr zu spielen im Begriffe war. Wir standen

¹⁾ Die Rezension von Bürger's Gedichten.

als lernbegierige Schüler um den grossen Sonnenfels herum — wir erwarteten ungemene Dinge — aber er übertraf unsere Erwartung. Wir kamen auf die Allgemeine Literatur-Zeitung zu sprechen und wussten zum Unglück nicht, dass er ein erklärter Gegner derselben war, und dass er schon 1787 eine Broschüre gegen sie geschrieben hatte. Er gestand, dass er sie seit vier Jahren nicht lese, und auch wegen ihrer Parteilichkeit und Bestechbarkeit nicht lesen möchte. Wir widersprachen. Umsonst: er demonstrierte uns aus seiner Broschüre ad oculos, dass die Allgemeine Literatur-Zeitung in erbärmlichem Deutsch geschrieben wäre, und gleichwohl, sagte er, erkühnten sie sich, Mir Sprachfehler vorzuwerfen, — Mir Sprachfehler! Die Rezensionen, fuhr er fort, im statistischen und politischen Fache, wo er doch auch als Richter mitsprechen könnte, taugten ebensowenig, als die im poetischen, in welchem er doch auch etwas gethan habe. — Er berief sich auf seine Reise nach Sachsen und Brandenburg, erzählte, wie er da die hochberühmten Schiedsrichter der Literatur von Angesicht zu Angesicht gesehen, wie wenig sie insgesamt seinen Erwartungen entsprochen hätten, wie unbedeutend die Anzahl der Selbstdenker wäre, die den Ton angäben, wie unendlich gross dagegen die Menge der Nachbeter, wie schlecht der Vortrag der Professoren gewesen, und wie wenig ihm selbst sein geliebter Freund Platner Genüge geleistet. — Wir sprachen von einigen minder interessanten Dingen; sein liebes Ich kam alle Augenblicke ins Spiel und seine Eitelkeit würde unerträglich sein, wenn nicht sein Witz und seine Beredsamkeit die Phantasie bestächen, und wenn nicht eine gewisse Grazie in seinen Gesichtszügen und hauptsächlich in der Bewegung seines Mundes herrschte, der man unwillkürlich huldigen muss.“

Soweit der Forberg'sche Bericht. Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Reinhold zurück.

Nach siebenjährigem Wirken in Jena folgte Reinhold einem ehrenvollen Rufe als Professor der Philosophie an die Universität Kiel. Im Frühling 1794 siedelte er dahin über und entwickelte auch dort als Lehrer und Schriftsteller die segensreichste Wirksamkeit. Mit unermüdlichem Streben und Forschen nach Wahrheit ging er in seinen dortigen Studien von der bisher vertretenen Vorstellung der Kantischen Schule, dass nur die Beschaffenheit und

Gesetzmässigkeit der Funktionen unserer subjectiven Intelligenz Gegenstand der rein rationalen Erkenntniss sein könne, zu der entgegengesetzten über, dass die Charaktere des objektiven Seins alles dessen, was unabhängig von der menschlichen Intelligenz wirklich ist, die Gegenstände dieser Erkenntniss seien. Als im Herbst 1799 die Schrift des Professors der Philosophie am Gymnasium zu Stuttgart Christoph Gottfried Bardili: „Grundriss der ersten Logik“ erschienen war, waren die darin ausgesprochenen Grundgedanken und der Versuch Bardili's, von dem Standpunkte der Denklehre aus die Philosophie als Wissenschaft zu begründen, für Reinhold von höchstem Interesse. In Verein mit Bardili gründete er das philosophische System des rationalen Realismus, welches bald eine lebhaftere, ja heftige Polemik in der Gelehrtenwelt hervorrief. Diese wissenschaftlichen Arbeiten Reinhold's und der Umstand, dass er sein Werk: „Anleitung zur Kenntniss und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämtlichen Lehrgebäuden“ (wie er selbst bemerkt, eine pragmatische Geschichte des stufenweisen Ueberganges von dem s. g. gemeinen Menschenverstande durch die Spekulation als positiver, negativer, objektiver, subjektiver, absoluter Dogmatismus zur wahren Philosophie als solcher) in Wien erscheinen lassen wollte, brachten in dieser Lebens- und Strebensperiode den grossen Philosophen, der warme Liebe zur alten Heimath allezeit treu bewahrte, in neue Beziehungen zu einem andern Wiener Gelehrten und Dichter, zu Lorenz Leopold Haschka.

Haschka war in seiner Jugend Mitglied des Jesuitenordens gewesen und zu Krems Lehrer der unteren Grammatikklassen geworden. Nachdem der Jesuitenorden aufgehoben worden, war Haschka im Jahre 1773 in den weltlichen Stand zurückgetreten und hatte sich nach Wien begeben, wo er der Schriftstellerei oblag und den Dichter Alxinger in der deutschen Metrik unterrichtete. Bei Alxinger lernte er damals auch den jungen Barnabiten Reinhold kennen. Dass er mit Riedel in den Jahren 1776 und 1777 eine periodische Schrift: „die literarischen Monate“ herausgab, in welche Reinhold einige Oden gab, wurde schon oben erwähnt. Im Verkehr mit Alxinger, Blumauer, Ratschky, Leon und namentlich mit Denis entwickelte sich Haschka's poetisches Talent, und seine Bekanntschaft mit Denis war für

ihn besonders deshalb wichtig, als er unter dessen Einfluss sich für die Ode entschied. Er liess seine Oden oder sonstigen Gedichte theils in dem Wiener Musenalmanach, theils im „teutschen Merkur“ und anderen literarischen Zeitschriften, grossentheils aber als Flugblätter erscheinen. Man hat an seinen Oden mit allem Recht getadelt, dass ihr Ton bisweilen gezwungen und frostig sei und ein falsches Pathos vorwalte. Wenn aber die Allgemeine Literaturzeitung ihn gewissermassen als einen Stümper behandelte, und eine Xenie ihn unter der Ueberschrift: „Muse zu den Xenien“ mit den Worten verspottete:

Aber jetzt rath' ich euch, geht, sonst kommt noch gar der Gorgona
Fratze oder ein Band Oden von Haschka heraus,

so geschah ihm damit offenbar Unrecht. Viel gerechter gab der „teutsche Merkur“ in einer Rezension des Wiener Musenalmanachs sein Urtheil über Haschka's Gedichte dahin ab, dass das dichterische Talent des Verfassers anzuerkennen und dass nur zu wünschen sei, „er möchte über seine Dunkelheit Herr werden, die oft den Genuss seiner nicht gemeinen Schönheiten verderbe.“ Haschka beachtete die Mahnung und suchte seine Dichtungen zu vervollkommen. Welchen Beifall und welche Verbreitung einzelne seiner Oden fanden, erzählt er selbst in den nachstehenden Briefen. Seine Oden: „An das gerettete Deutschland“ (1795) und: „Auf Franz I., Erbkaiser von Oesterreich“ (1804) waren in Wien und weit über Wien und Oesterreich hinaus wahre Ereignisse. Aehnliches Aufsehen machten seine Gedichte: „Ode an Kaiser Josef“ (1782), „Auf die Eroberung von Belgrad“ (1789), „Auf die Rückkehr Leopold II. von der Krönung in Frankfurt“ (1790), „Am Huldigungstage 6. April 1790“, „An die Befreier Deutschlands“ (1796), „Auf den Frieden von Campoformio“ (1798), „Auf die Siege Oesterreichs und Russlands“ (1799) u. a. m. Sehr richtig sagt Haschka selbst darüber: „wenn meine Oden auch gar keinen poetischen Werth hätten, so werden sie doch historisch immer merkwürdig bleiben, denn redlich und getreu ist meine Leier den grossen Ereignissen ihrer Tage gefolgt.“ Sie haben aber auch in der That poetischen Werth, sie sind nicht nur Zeugnisse wahren dichterischen Talentes, sondern auch mit ihrer Kraft und Originalität bedeutsame Erscheinungen in der Geschichte der Literatur jener Zeit. Eines seiner Gedichte ist noch jetzt auf

aller Lippen, es ist die Volkshymne, durch welche er sich am meisten bekannt machte und zu welcher Haydn die schwungvolle, erhebende Melodie componirt hat: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ Sie erschien zu Wien 1797 in Druck unter dem Titel: „Gott erhalte Franz den Kaiser! Verfasst von Lorenz Leopold Haschka, in Musik gesetzt von Joseph Haydn. Zum ersten Male abgesungen den 12. Februar 1797.“ Das Originalmanuscript der Hymne, wie der Partitur wurde in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien im Jahre 1842 aufgefunden und wird dort aufbewahrt.

Haschka wurde Custos der Wiener Universitätsbibliothek und Professor der Aesthetik am Collegium Theresianum. Der grossen Revolution, welche sich durch den Königsberger Weisen auf dem Gebiete der Philosophie vollzog, wandte er lebhaftes Interesse zu. Er war, wie er selbst von sich rühmt, der erste in Wien, der Kant's Kritik der reinen Vernunft kaufte, las und empfahl. Mit gleichem Interesse las er die Schriften Reinhold's, des „ersten, eifrigsten Apostels Kant's,“ verfolgte die philosophische Laufbahn seines Wiener Landsmannes von Schritt zu Schritt und vertiefte sich an dessen Hand in die kritische Philosophie. Innig erfreute es ihn, als er im Jahre 1803 mit dem berühmten Landsmann in Briefwechsel treten und für die wissenschaftlichen Arbeiten desselben mitthätig werden, als er in vertrautesten Herzensergiessungen sich ihm mittheilen, Gedanken und Gefühle austauschen, seinen patriotischen Ingrimm, aber auch patriotischen Stolz in verhängnissvoller Zeit aussprechen und eine innige Freundschaft schliessen konnte, die sich zuletzt bis zum brüderlichen „Du“ steigerte. Auf Haschka's Geist und Charakter werfen diese Briefe, welche vom Februar 1803 bis zum November 1808 reichen, helles Licht.

Man hat mit der Behauptung, dass Haschka ein Spion und Denunciant gegen die Freunde der französischen Revolution gewesen sei, Charakter und Leben desselben zu verdächtigen gesucht. Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Kurz in seiner Geschichte der deutschen Literatur u. A. haben diese Beschuldigung erhoben, und die Schrift „der Jakobiner in Wien“ (Zürich 1842) hat geradezu behauptet, Haschka habe nach Kaiser Leopold's Thronbesteigung seine Glücksumstände dadurch zu verbessern gesucht, dass er die Partei

der Aufklärung verlassen, zur Fahne des Obscurantismus geschworen habe und sich von der geheimen Polizei als Spion habe besolden lassen.

Dem entgegen äussert sich der edle Alxinger über ihn in einem Briefe an Reinhold: „Haschka liebe und schätze ich unendlich; er verdient es durch sein Herz, seinen Geist und seine Gelehrsamkeit;“ und in den Briefen Haschka's findet sich nichts, was ihn einer Schurkerei fähig erscheinen lassen könnte. Wohl enthalten sie manches einseitige und schiefe Urtheil, aber auch vieles Gesunde und Kernige, und aus jeder Zeile spricht die warme Liebe Haschka's zu dem „guten, treuen und hochherzigen Volke,“ zu dem „alten, guten, biedern Oessterreich,“ lebhafter Stolz auf seine Vaterstadt Wien, ein feuriger Patriotismus, der bis zum heftigen, ungerechten Urtheil und Ausfall auf die Gegner sich steigert, und ein unbegrenzter Hass gegen das Pfaffenthum.

Nach diesen Briefen muss man ihn achten und lieb gewinnen, und tief ergreifend ist sein Brief vom 31. October 1807, in welchem er den Bruderbund mit den feierlichen Worten besiegelt: „dass ich der Neunundfünfziger, dieses mein freiwilliges Handgelöbniss nicht verletzen werde, dafür ist Dir mein gelebtes Leben Bürge: denn auch in meiner flüchtigen Jugendzeit war mir das Ernste stets ernst und das Heilige heilig, und nie hab' ich mit heiligen und ernsten Worten frevelhaft oder leichtsinnig gespielt. Also Bruder, auf Du und Du, für Zeit und Ewigkeit!“

Diese sechzehn Briefe Haschka's von 1803 bis 1808, in welchen er, der Verehrer Wieland's, Schiller's, Jean Paul Richter's, Kollin's, der Karoline Pichler etc., über die literarischen Erscheinungen jener Zeit und über die kriegerischen und politischen Ereignisse sich offen ausspricht, sind ein treues Spiegelbild der damaligen geistigen Bewegung, der literarischen, politischen und Culturzustände Oesterreichs in der bedeutendsten, folgenreichsten Periode der Geschichte des Kaiserstaates.

Leider reichen diese Briefe nur bis zum Jahre 1808, und es ist nicht festzustellen, ob Reinhold und Haschka auch nach dieser Zeit in Briefwechsel geblieben sind. Der Erstere, der jüngere der beiden Freunde, starb zuerst; am 10. April 1823 schied er, 65 Jahre alt, aus dem Leben. Sein Freund Haschka überlebte ihn noch vier Jahre, erst am 3. August 1827 starb er im Alter von 78 Jahren.

Es kann hier nicht der Ort sein, das Leben und Wirken Karl Leonhard Reinhold's eingehend zu schildern. Sein Sohn, der geistreiche Jenaer Philosoph Ernst Reinhold, hat in dem vorzüglichen Werke: „Karl Leonhard Reinhold's Leben und literarisches Wirken, nebst einer Auswahl von Briefen Kant's, Fichte's, Jacobi's und anderer philosophirender Zeitgenossen an ihn“ (Jena 1825) eine treffliche Biographie des Mannes gegeben, der allezeit zu den ersten und glänzendsten Sternen am Himmel der deutschen Philosophie gehört. Aber Ernst Reinhold liess die zahlreichen bedeutsamen Briefe Wieland's an den geliebten Schwiegersohn und alle Briefe damals (1825) noch lebender Personen unberücksichtigt und unveröffentlicht, und gerade diese sind es, welche die ewig denkwürdige Zeit der alles erfassenden, alles durchdringenden geistigen Reform, die damaligen Kultur- und Literaturzustände, berühmte Zeitgenossen Reinhold's, namentlich Wieland, und Wesen, Charakter und Wirken Reinhold's selbst, des edlen Menschen, des grossen Gelehrten, des ersten und bedeutendsten Commentators Kant's in helles Licht stellen. Karl Reinhold, der für literarische, philosophische und naturwissenschaftliche Forschung begeisterte Jurist, der Enkel Karl Leonhard Reinhold's, auf welchen der Geist des Grossvaters und Vaters sich vererbt hat, hat mir die Nachlasspapiere des Grossvaters, darunter Briefe des Letztern selbst, sowie die Briefe Wieland's, Fichte's, Jacobi's, Erhard's, Niethammer's, Schiller's, Lavater's, E. v. d. Recke, der Familie Reimarus u. A. an Reinhold, zur Herausgabe übergeben, ich werde sie demnächst unter dem Titel „Wieland und Reinhold“ veröffentlichen und diesen Materialien eine Lebensskizze des grossen Philosophen vorausschicken. Bei jenen Nachlasspapieren liegen aber auch die nachstehenden Briefe der Wiener Freunde v. Born, v. Alxinger, Leon und Haschka. Von dem Wunsche erfüllt, dass diese Wiener Briefe als kleine Beiträge zur Jugendgeschichte der deutsch-österreichischen Literatur, des deutsch-österreichischen Geisteslebens willkommen sein möchten, übergebe ich dieselben hiermit der Oeffentlichkeit.